(Zweites Blatt.)

Thorner Zeitung.

Nr. 269 — Freitag, den 15. November — 1901

Wozu der Radau-Antisemitismus ausartet!

Der bekannte Antisemit Graf Pückler hat Montag in Berlin einen Vortrag „über die Macht des Judenthums“ gehalten, bei dem es fraglich erscheint, ob der Mann für sein Thun überhaupt noch verantwortlich gemacht werden kann. Er erzählte, daß in Dresden ein Staatsanwalt gegen ihn Anklage wegen Anreizung zu Gewaltthätigkeiten „gegen das jüdische Gesindel“ erhoben habe. Da er aber die Vorladnng vor Gericht unbeachtet ließ, beschloß der Gerichtshof seine polizeiliche Vorführung. Es kam der Amtsversteher von Klein-Tschirne und ein Dresdener Gerichtsdiener zu mir und sagten, sie müßten mich verhaften, ich sollte doch ja mitkommen und keine Schwierigkeiten machen, sonst müßten sie Gewalt anwenden. Ich war baff. Man wollte mich, einen preußischen Rittergutsbesitzer und Grafen, mir nichts dir nichts verhaften. Na, ich ging aber doch mit und sagte zu dem Gerichtsdiener: Hären Se, mei Kutester, det is doch eine kolossale Unverschämtheit, det Sie. mich, mich, den Grafen Pückler verhaften wollen Eigentlich müßte ich Sie jetzt nehmen und in den Schloßkeller von Klein-Tschirne sperren! Da erbleichte der Mann. Ja, sagte ich, und denn müßten Sie mal da unten so acht Tage bei meinen Mäusen und Ratten brummen. Da würde Ihnen wohl denn die Luft vergehen, einen preußischen Rittergutsbesitzer verhaften zu wollen. Der Mann erbleichte immer mehr und sagte: Ach nee, Herr Graf, das hätten Se wohl doch nich gedahn. Was, sagte ich, nich jethan? Männeken, Sie duhn mir blos leid. Na, un denn ließ ich anspannen und denn jondelten wir los zum Bahnhof. Uff'en Bahnhof sage ich rund heraus: Gerichtsdiener, ich fahre erster, selbstverständlich, und Sie werden natürlich dritter fahren, sonst fahre ich überhaupt nich mit. Aber härnse sagte er da, des geht doch gar nich, Herr Graf! Ach was, sage ich, ob det jeht. Denken Sie ich werde mit Ihnen dritter fahren? Na, denn den fahre ich ähmooch erschtr, sagte der Mann. Na da lache ich natürlich und sage: Det jiebt et nich, Mann, ich werde doch nich mit Ihnen zusammen erster fahren, als preußischer Rittergutsbesitzer. Wo denken Sie hin? Na, er stieg dann dritter in, ich erster und so jondelten wir los. Auf dem Bahnhof in Jörlitz, wo wir um eins ankamen, holte ich mir denn den Mann und sagte ihm, ich würde jetzt einen janz energischen Fluchtversuch machen. Na da schrie er wieder Ach und Weh, er würde seine Stellung verlieren und so — na und da bin ich denn wieder mitjefahren.

Als wir in Dresden ankamen, nahm ich ne Droschke und jondelte mit ihm zum „Europäischen Hof“ (dem ersten Hotel in Dresden). Da verkehre ich immer. Nachdem ich mich erholt hatte, ging ich mit meinen Gerichtsdiener zum Landgericht. Na, die Verhandlung hat mir nu jarnich jefallen. Der Präsident fragt gleich: Geben Sie zu, daß Sie gesagt haben: Jeder Jude soll Dresche kriegen? Jawoll! sage ich. Geben Sie auch zu, daß Sie gesagt haben: Man soll die Juden mit Keulen und Dreschflegeln todtschlagen, wo man sie trifft? Jawoll! sage ich. Und geben Sie auch zu, gesagt zu haben: Wir wollen ja die Juden nicht todtschlagen, aber Haue müssen sie haben, Keile müssen sie kriegen, ganz unbändige Keile, daß ihnen die Schwarte knackt? Jawoll! sage ich. Na, das genügt! sagt er. Und es jenügte ooch. Ich war zu hundert Mark Geldstrafe verurtheilt. — Auch in Berlin habe das Gericht einen Vorführungsbefehl gegen ihn erlassen: Aber ich hatte bei Zeiten davon jehört und mich dünne jemacht, und wie sie diesmal kamen, war ich längst über alle Berje. Zum Termin stellte ich mich aber pünktlich ein. Na, das war nu erst ne Verhandlung! Oede und langweilig, rein zum Verzweifeln! Der Präsident schnauzte mich jleich an, so wie die Verhandlung losjejangen war, und so fluchte und wetterte der Vorsitzende in einem fort, und schließlich wurde mir sogar das Wort entzogen. Sie hielten mir vor, daß es doch bedauerlich wäre, daß ein Mann von aristokratischem Namen so zum Demagogen würde. Aber ich sagte: Wir brauchen die aristokratischen Herrn höchst nothwendig, damit sie hinuntersteigen und die Massen wieder sammeln. Wenn das demagogisch ist, so will ich es gern sein. Wer soll das Volk denn sonst wieder sammeln und vaterlandsliebend machen? Aber trotzdem haben sie mich verurtheilt. Na, ich werde mich ja nicht dabei beruhigen. Diese Handlungsweise gegenüber einem Aristokraten und Patrioten ist einfach unerhört, inkorrekt und unstatthaft, und werde mich an geeigneter Stelle über die mir zu Theil gewordene Behandlung energisch beschweren. Wie man mit mir umgegangen ist, das ist einfach doll, und die janze Verhandlung machte einen kläglichen und jammervollen Eindruck. Die wissen ja nicht mal, wie sie die Leute behandeln sollen. Ich verlange als preußischer Rittergutsbesitzer, Graf und Patriot Respekt und Achtung, und der Deubel soll mir Den holen, der mir diese Achtung nicht entjejenbringt! (Stürmischer Beifall.) — — —

Zum Donnerwetter, der preuß'sche Adel hat doch noch seine Verdienste. Unsere Väter haben die Rejimenter anjeführt, die uns das Vaterland jeschaffen haben in blutijen Kriejen und da können wir woll verlangen, das sowas anerkannt wird ooch von einem preußischen Jerichtshofe und wenn unsereiner dann auch auf der Anklagebank sitzt, so soll man ihn doch respektieren und so behandeln, wie es einem zukommt. Aber jetzt fange ich an, mich zu beschweren. Ich habe nu jenug davon. Ich bin von den Behörden jenug jeschunden worden, schikaniert und jeschunden mehr wie zu viel. Ich stehe jetzt auf dem Standpunkt, daß man unseren Behörden und namentlich den Herren am jrünen Tisch energisch und barbarisch die Wahrheit geigen muß, so geigen, daß die Kerle auf den Rücken fallen. Nicht wahr, das wäre ein famoser Anblick, wenn die Leute da in Moabit unterm Tische lägen und ich stolz wie ein Spanier den Saal verließe? — In diesem Augenblick erhob sich der überwachende Polizeileutnant und bemerkte dem Redner: Ich muß dringend ersuchen, eine andere Tonart anzuschlagen. Ich habe lange genug Geduld gehabt. — Graf Pückler (fortfahrend): Ja, so ist es mir also in Moabit gegangen. Und weshalb? Blos weil ich hier in Berlin in einer Versammlung wie dieser gesagt habe, man sollte die ganze Judenbande aus dem Lande schmeißen und einige Salven auf sie abgeben, daß sie wie Hasen davonlaufen. Wenn ich in Klein-Tschirne zu befehlen hätte, würde ich dekretieren: § 1. Jeder Jude kann durchgehauen werden. § 2. Jeder Jude kann rausgeschmissen und mit Dreschflegeln verdroschen werden. § 3. Jeder sehr freche Jude kann sogar aufgehangen werden. Unsere Behörden laufen eben wie doll und verrückt hinter den Juden her und ... (der überwachende Polizeileutnant setzt den Helm auf, ruft: Silentium! und erklärt die Versammlung für aufgelöst.)

Thorner Nachrichten.

Thorn, den 14. November 1901.

* [Die Neuordnung der Abiturientenprüfungen.] Die wichtigste Aenderung bei der neuen Ordnung der Reifeprüfungen an neunstufigen Anstalten (Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen) besteht in der Gestaltung der mündlichen Prüfung. Die Befreiung von der ganzen mündlichen Prüfung soll in Zukunft nur für diejenigen Schüler eintreten, die in dem vor der Prüfung erstatteten Gutachten ihrer Lehrer als zweifellos reif bezeichnet worden sind und nach ihren Leistungen in der Klasse, sowie in der mündlichen Prüfung dieser Auszeichnung würdig erscheinen. Außerdem hat die neue Prüfungsordnung zwar nicht, wie ursprünglich verlautete, die Befreiung von Theilen der Prüfung verboten, wohl aber von der Aufstellung einer Verpflichtung, bei dem Vorhandensein bestimmter Merkmale einen Schüler von der mündlichen Prüfung in einzelnen Gegenständen zu befreien, Abstand genommen und die Entscheidung über die Einzelbefreiung lediglich in die Hand des königlichen Kommissars gelegt. Als Hauptgegenstände haben auf allen Schulen Deutsch und Mathematik, außerdem an Gymnasien und Realgymnasien Französisch und Englisch, an Gymnasien Griechisch und an Oberrealschulen Physik zu gelten. Ungenügende Leistungen in einem Hauptgegenstande können nur durch mindestens gute Leistugen in einem anderen Hauptgegenstande ausgeglichen werden. Prüflingen, die in mehr als einem Hauptgegenstande das Gesammtprädikat „nicht genügend“ erhalten haben, ist das Reifezeugniß zu versagen. Dagegen sollen ungenügende Leistungen im Deutschen nicht mehr ohne Weiteres zur Versagung des Reifezeugnisses führen. Eine Erleichterung besteht auch darin, daß das Prädikat „nicht genügend“ in einem einzigen Nebengegenstande bei nur genügenden Leistungen in den übrigen Gegenständen ebenfalls nicht mit Nothwendigkeit das Nichtbestehen der Prüfung zur Folge hat. An Gymnasien fällt die französische Prüfungsarbeit fort, dafür wird die französische oder die englische Sprache je nach dem Lehrplane der betreffenden Schule Gegenstand der mündlichen Prüfung. Bei der Prüfung in der Geschichte sind bei den Gymnasien auch Fragen aus der römischeu und griechischen Geschichte zu stellen. An Realgymnasien ist eine schriftliche Prüfungsarbeit nicht mehr in beiden neueren Sprachen zu machen, sondern nur in derjenigen, für welche durch den Lehrplan der betreffenden Anstalt die größere Stundenzahl angesetzt ist. Die naturwissenschaftliche Arbeit ist dem Gebiete der Physik zu entnehmen. Die mündliche Prüfung hat sich auch auf das Lateinische zu erstrecken. An den Oberrealschulen sind nicht mehr, wie bisher, schriftliche Prüfungsarbeiten in der Physik und Chemie anzufertigen, sondern die schriftliche Prüfung hat sich auf eines dieser Gebiete zu beschränken. Dagegen soll die mündliche Prüfung sich nunmehr auf beide Gegenstände erstrecken. Von sonstigen Aenderungen sei noch erwähnt, daß fortan ein Schüler im ersten Halbjahre der Zugehörigkeit zur Oberprima die Zulassung der Prüfung auch an Anstalten, in denen Ober- und Unterprima nicht vereinigt sind, ausnahmsweise „aus wichtigen Gründen“ erreichen kann. Die Zeit für die Anfertigung der Prüfungsaufsätze ist auf $5^1/_2$ Stunden verlängert, bezüglich der mathematischen Arbeit bleibt es bei fünf Stunden festgesetzt. Die Erlaubniß, bei den Uebersetzungen aus der fremden Sprache ein Wörterbuch zu benutzen, ist nur noch für die schriftliche Prüfung im Hebräischen bestehen geblieben. Die Niederschrift des fremdsprachlichen Textes darf bei der Beurtheilung der Prüfungsarbeit nicht verwerthet werden. In der neuen Prüfungsordnung fehlen Bestimmungen über die Ergänzungsprüfung derjenigen, die, nachdem sie bereits an einer neunstufigen Realanstalt dic Reifeprüfnng bestanden haben, nachträglich die Reife an einer mit größeren Berechtigungen versehenen Anstalt erwerben wollen. Dem Vernehmen der „Kreuzztg.“ nach werden hierüber besondere Bestimmungen ergehen. Die Verzögerung der endgiltigen Regelung dieses Punktes erklärt sich durch die noch schwebenden Verhandlungen über die Bedinguugen für die Zulassung zum akademischen, insbesondere zum juristischen Studium.

, [Die Aufnahme-Bestimmungen für die Kaiser Wilhelms-Akademie (militärärztliches Bildungswesen)] sind infolge der neuen Prüfungsordnung für Aerzte dahin abgeändert worden, daß auch Schüler von deutschen Realgymnasien nach Erlangung des Reifezeugnisses Zutritt erhalten können. Zu wünschen wäre eine Erhöhung der Zahl der Aufzunehmenden, damit in absehbarer Zeit die erforderlichen Stellen der Assistenz- und Oberärzte besetzt werden können. Die Anmeldung zur Aufnahme in die Akademie muß ein halbes Jahr vor Ablegung der Reifeprüfung geschehen, und zwar für die Aufnahme zu Ostern spätestens im Laufe des vorhergehenden Oktobers, für diejenigen zu Michaelis spätestens im Laufe des vorhergehenden Aprils. Den Anmeldegesuchen sind beizufügen: ein Schulzeugniß über den Grad der Befähigung des Angemeldeten, zumal hinsichtlich des Studiums, und über seinen Charakter. Es empfiehlt sich, daß die Anstaltsdirektoren dies Zeugniß als portopflichtige Dienstsache dem Generalstabsarzt der Armee übersenden. Ist der Angemeldete zur Aufnahme in die Akademie zugelassen, so erhält derselbe die Aufforderung, das erlangte Zeugniß der Reife in Urschrift oder in beglaubigter Abschrift bis zum 20. März beziehungsweise bis Ende September an die Akademie einzusenden oder dessen unmittelbare Einsendung seitens der Anstaltsdirektoren zu erbitten. Hierauf findet die engere Wahl unter den zum Wettbewerb Zugelassenen statt.

§ [Die Wege auf dem Lande] werden um die Zeit, wenn die Novemberregen einsetzen, sehr schlecht. Wo der Boden fett oder lehmig ist und viel Lastwagen von Dominien verkehren, sind die Wege jetzt arg aufgefahren. Es haben sich tiefe Löcher gebildet, in denen die Wagen stecken zu bleiben drohen. Das Zugvieh leidet unter derartig morastigen Wegen sehr, es wird stark abgetrieben. Aber auch der Fußverkehr auf dem Lande ist erschwert. Pflaster aus Steinschlag oder Kopfsteinen kennen viele Dörfer unserer Provinz noch nicht, ausgenommen diejenigen, durch welche Kreis- oder Provinzial-Chausseen führen — und deren Zahl ist doch nicht allzugroß. Bei starkem Regen verwandeln sich die Dorfstraßen in Moräste, die zu durchwaten nur mit guter Fußbekleidung möglich ist. Niemals im Jahre treten die Vorzüge des Stadtlebens vor dem Dorfleben so scharf hervor als im beginnenden Spätherbst. Zu den gewaltig schmutzigen Dorfgassen gesellt sich, als zweites Uebel der Lichtmangel. Eine wahrhaft ägyptische Finsterniß herrscht um diese Jahreszeit Nachts in den Dörfern. Selten nur taucht aus der rabenschwarzen Finsterniß eine Petroleumlampe empor. Dem an taghelle Beleuchtung gewohnten Städter kommt es unbegreiflich vor, wie man sich bei solcher Finsterniß im Dorfe wohl fühlen könne. Allein der Dorfbewohner ist daran gewöhnt und vermißt die städtische Beleuchtung nicht, weil er sie nicht kennt. Immerhin könnten namentlich geschlossene Dorfgemeinden wohl etwas mehr für nächtliche Beleuchtung sorgen, wie es auch durchaus im Interesse ihrer selbst läge, die Dorfstraßen besser zu befestigen, damit man im Dorfschmutze nicht umkommt.

) [Spiegel im Schaufenster.] An die Zeitschrift „Das Schaufenster“ hat ein Geschäftsmann folgende Anfrage gerichtet: Empfiehlt es sich, Spiegel im Schaufenster anzubringen? Ich habe hierfür Meinung, doch mein Sozius behauptet, daß die Vorübergehenden höchstens sich selbst in solchen Spiegeln betrachten, aber nicht die ausgestellten Waaren. Wozu rathtn Sie? — Auf diese Frage ertheilt die Redaktion des Blattes folgende Antwort: „Spiegel im Schaufenster sind sehr praktisch, wenn sie richtig angebracht werden, d. h. sie müssen in ca. 1 Meter Höhe ringsum oder mindestens an beiden Seitenflächen des Schaufensters Platz finden, und die Dekoration der Waaren muß derart eingerichtet werden, daß sie sich nach beiden Seiten abflacht. Dann werden durch den Kontreeffekt der Spigel die Waaren ins unendliche reproduzirt, und man kann mit verhältnißmäßig wenig Waare eine scheinbare Massendekoration erzielen. Die durch die Spiegeleinrichtung verursachten Kosten machen sich schnell bezahlt, weil weniger Waare dem im Schaufenster unvermeidlichen Einstauben und Verschießen ausgesetzt ist. Die Ansicht Ihres Sozius, daß die Passanten zunächst sich selbst in den Spiegeln betrachten ist richtig; aber sein daran geknüpfter Schluß ist falsch! Die Erfahrung lehrt, daß zumeist die Damen sich der Schaufensterspiegel bedienen, um ihre Toillette in unauffälliger Weise zu kontrolliren. Wo sie gute Spiegel wissen, da gehen sie gern immer wieder hin und bei dem somit wiederholten Haltmachen vor einem und demselben Schaufenster nehmen sie unwillkürlich auch von dessen Inhalt Kenntniß, bemerken dabei für sie Interesse habende Gegenstände und kaufen diese, sei es sogleich oder gelegentlich später. In drei Monaten nach Anbringen von Spiegeln im Schaufenster wird auch Ihr Sozius deren Nutzen zugeben.“

Vom Büchertisch.

Die Fee von Rabendorf. Roman von Hanna von Brandenfels. (Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W. 57. Mk. 6,—.) Die feinsinnige Erzählerin entwirft in diesem Roman, der zu ihren besten Schöpfungen gehört, ein überaus anziehendes, reich bewegtes Bild aus dem modernen Gesellschaftsleben. Die Heldin, ein reich begabtes, mit allen Vorzügen des Geistes, Körpers und Herzens ausgestattetes Mädchen, auf dem Gute ihres Onkels in kerngesunder Weise erzogen, muß in das Haus ihres Vaters zurückkehren, als dieser sich zum zweiten Male verheiratet. An der herzlosen, nur auf Aeußerlichkeiten bedachten Natur der jungen Stiefmutter, der die Heirat mit dem alternden Offizier lediglich aus Versorgungsgründen willkommen gewesen, geht die Tochter desselben beinahe zu Grunde. Sie rettet sich zu ihrem Oheim, wird dem durch schwere Schicksalsschläge niedergebeugten Mann eine Helferin und Trösterin in schlimmer Not und findet, indem sie ihre ganze Umgebung zu beglücken versteht, durch Einsetzung ihrer krafvollen Eigenart auch für sich das langersehnte, stille Glück. Mit wunderbarer Feinheit der Beobachtung sind die Gegensätze der verschiedenen Lebensauffassungen wiedergegeben: Die Charakteristik der einzelnen Personen, sei es, daß sie den Offizierskreisen, dem Landadel, dem Bürger- oder Bauernstande angehören, die Hervorhebung des Trennenden und des Gemeinsamen zwischen den Gesellschaftsklassen, die Kraft der Empfindung und ein unbestechliches Gefühl fur alles Echte, Rechte und Gute verleihen dem Roman ein immer steigendes Interesse. Manch' ernstes Wort, manch' grelles Streiflicht über Mängel und Schwächen der heutigen Erwerbs- und Gesellschaftsverhältnisse erhöhen noch den Reiz, der dieser ebenso spannenden, wie erhebenden litterarischen Leistung innewohnt. Auch vom Standpunkte der Frauenfrage bietet die „Fee von Rabendorf“ vieles Beherzigenswerte in anziehender Form.

Neue, neunte Lieferungs-Ausgabe von Stielers Hand-Atlas, 100 Karten in Kupferstich, herausgegeben von Justus Perthes' Geographischer Anstalt in Gotha. (Erscheint in 50 Lieferungen [jede mit 2 Karten] zu je 60 Pf.) 1. Lieferung: Nr. 15, Ostalpen in 1 : 925 000, von C. Scherrer und H. Habenicht; Nr. 64, China in 1 : 7 500 000, von C. Barich. Fast auf allen Gebieten der Wissenschaft giebt es Werke, deren Name allein ein Programm bedeutet: „der Große Stieler“ ist ein solches! Seit nahezu hundert Jahren steht er unbestritten an der Spitze aller Handatlanten der Welt, dank seiner wissenschaftlichen Gründlichkeit, seiner Zuverläßigkeit, seiner praktischen Bearbeitung und der plastischen Schönheit seiner Kartenbilder. Die Zahl der Jahre hat dieses anerkannte Meisterwerk kartographischer Kunst und geograpischer Wissenschaft nicht altern lassen. Wer die Blätter der soeben erschienenen ersten Lieferung der neuen Ausgabe betrachtet, dem mag leicht der Gedanke an den aus der Asche emporgestiegenen Phönix kommen: jugendfrische Schönheit, deren Reiz durch die Fortschritte der Technik gegen die früheren Ausgaben noch ganz erheblich gesteigert ist, meisterliche Darstellung, gründlichste Ausnutzung aller nur irgend erreichbaren Quellen sorgsamste Berücksichtigung der Ansprüche der Wissenschaft und der Interessen des praktischen Lebens, trotz der reichen Fülle einzigartige Klarheit und Lesbarkeit — alle diese Eigenschaften zusammen genommen, sie drücken der neuen Lieferungsausgabe von Stielers Handatlas den Stempel auf. Der durch die Technik ermöglichte billige Preis befähigt den „Großen Stielers“, von seiner bisherigen kostspieligen Höhe herabzusteigen und sich an die weitesten Kreise zu wenden. Die beiden Blätter, welche die erste Lieferung bilden: Ostalpen und China verkörpern die oben gerühmten Vorzüge in überzeugender Weise; sie werden den strengsten Ansprüchen

gerecht und lassen von der neuen Stielerk-Ausgabe das denkbar beste erhoffen.

Soeben erschien in der Schwabacher'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart „Künstliches Gold!“ Entdeckung eines auf Grund neuerer wissenschaftlicher Anschauungen beruhenden Verfahrens zur Umwandlung der Stoffe für jedermann verständlich dargestellt von Adolph Wagenmann, Ingenieur (Preis 1 M. 50 Pf.)

Häusliche Gesundheitspflege.

In einer vom Verein für Volkshygiene in Berlin veranstalteten öffentlichen Vortragssitzung sprach neulich Prof. Dr. Oskar Lassar über häusliche Gesundheitspflege. Er warnte u. a. vor der Einschleppung des Straßenstaubes in die Wohnungen. Wisse man doch, daß durch den eingetrockneten und verstäubten Auswurf Lungentuberkulöser die Tuberkulose verschleppt wird. Für die Reinhaltung der Wohnung kann nicht genug geschehen. Die Schäden der schlechten Wohnungen ließen sich abschwächen, wenn wir besonders in größeren Städten genügend viel und genügend große mit Bäumen bepflanzte öffentliche Plätze oder besser Parkanlagen hätten. Ungesunde Wohnungen befördern die Uebertragung ansteckender Krankheiten. Dabei spielt noch der nicht blos bei den Unbemittelten zu findende Brauch mit, daß zwei Kinder die Lagerstätte theilen. Nicht streng genug kann darauf gehalten werden, daß nach Vorkommen von ansteckenden Krankheiten die Wohnungen, Betten, Kleider und Gebrauchsgegenstände desinfizirt werden. Viel mehr, als jetzt geschieht, müßte für die Reinhaltung in den Gasthöfen geschehen. Häufig ganz unzulänglich sind vom Standpunkte der Hygiene die Einrichtungen in den Sommerfrischen. Nicht einmal die Wasserversorgung ist oft genug einwandsfrei. Hier kann man sich nur schützen, wenn man auf Reisen ausschließlich abgekochtes Wasser trinkt. Viel gesündigt wird dadurch, daß man die Kinder zwingt, Speisen zu essen, die sie nicht mögen. Es ist ein ganz falsches Erziehungsprinzip, die Kinder zu zwingen, alles zu essen, was man ihnen vorsetzt. Hingegen sollte man die Kinder frühzeitig daran gewöhnen, weder sich noch anderen Kratzwunden beizubringen, da durch Kratzwunden eine schwere Erkrankung wie Lupus hervorgerufen werden kann. Es giebt immer noch nicht genug Badegelegenheit. Vor allem sei daran zu denken, ob man nicht in den Miethshäusern ebenso wie Waschküchen auch Badestuben zum gemeinsamen Gebrauch allgemein einrichten solle.

Eine moderne Locusta.

Unter dem Verdachte, 15 Personen vergiftet zu haben, wurde, wie bereits mitgetheilt in Dayton, Ohio, die 42jährige Frau Marie Belle Witwer verhaftet. Der Fall bedarf noch gründlicher Aufhellung, allein die Verdachtsmomente gegen Frau Witwer mehren sich von Tag zu Tag, welche fast jeden Zweifel daran ausschließen, daß man es in Frau Witwer mit einer der schlimmsten Giftmischerinnen der Neuzeit zu thun habe. Der räthselhafte Tod der Schwester der Verhafteten, Frau Peough, gab den ersten Anlaß zum Einschreiten. Frau Peoug erkrankte plötzlich nach dem Genusse des Abendessens; Frau Witwer pflegte sie allein und untersagte jedem den Zutritt zum Krankenbette. Am zweiten Tage war die arme Frau gestorben und wurde begraben, allein drei Tage später wurde die Leiche auf Betreiben einiger Nachbarn exhumirt, und die Untersuchung des Mageninhaltes ergab Spuren von Arsenikvergiftung. Nunmehr wurde die Leiche des vor acht Monaten verstorbenen vierten Mannes der Witwer ausgegraben und einer Untersuchung unterzogen; auch hier Arsenikvergiftung! Die Haussuchung der Frau Witwer brachte eine förmliche Apotheke zu tage, welche Professor Elliott zur Untersuchung übergeben wurden; derselbe stellte fest, daß viele der Mittel starke Zusätze von Arsenik, Belladonna und gestampftem Glase enthielten. Die Thatsache, daß in dem Magen der Frau Peough nicht nur Arsenik gefunden wurde, sondern daß die Magenwände auch zerrissen waren, wie von gestampftem Glase, ist geeignet, den Verdacht gegen die Witwer zu verstärken. Bei einer Leibesvisitation der Frau wurde in ihrem Besitze ein Fläschchen mit 26 Gramm Arsenik gefunden, worauf ihre Verhaftung erfolgte. Nunmehr wurde das Vorleben der Frau einer eingehenden Untersuchung unterzogen, und da ergab sich die furchtbare Thatsache, daß fast alle Personen, zu denen die Verhaftete in näheren Beziehungen gestanden hatte, unter verdächtigen Symptomen gestorben waren, die meisten in plötzlicher Weise. Der erste Gatte der Frau, Luther Shwayer, war nach zweistündigem Krankenlager gestorben, und als ihr zweiter Gatte, Papierhändler Brown in Middelton, und die drei Kinder aus dieser Ehe alle innerhalb weniger Wochen eines jähen Todes gestorben waren, wurde damals schon — vor sechs Jahren — eine amtliche Untersuchung eingeleitet; dieselbe ergab, daß Brown an Arsenikvergiftung zu Grunde gegangen sei, doch fand man keine Verdachtsmomente auf Grund deren man gegen die Frau hätte einschreiten können. Der dritte Gatte der Verhafteten, William Stowe, ein Veteran aus dem Bürgerkriege, starb vor 2 Jahre infolge einer Vergiftung, wie die Untersuchung damals klarlegte. Nun wurde die Witwe Haushälterin im Hause des Apothkers Wenz in Dayton; kurz darauf starben Frau Wenz und deren dreijähriges Söhnchen, und wenige Wochen später wurde Wenz durch den Tod abberufen. Mann, Frau und Kind waren unter fürchterlichen Schmerzen gestorben Die Witwe Stowe ging nun zum vierten male eine Ehe ein, diesmal mit Frank Witwer; das plötzliche Ableben desselben kam dessen erwachsenen Kindern aus erster Ehe zwar sehr sonderbar vor, doch wurde damals nichts gethan, um die Todesursache festzustellen. Das nächste Opfer der Frau war Charls Keller, dem sie in Dayton die Haushaltung führte; er starb einige Stunden nach einer Magenerkrankung, und am Tage darauf hatte auch Frau Stockmann, eine Freundin des Hauses, das Zeitliche gesegnet. Der Untersuchungsrichter gieb folgendes Bild von Frau Witwer: „Ich habe noch nie ein so herzloses Geschöpf gesehen wie die Verhaftete. Nie war sie verlegen, nie gerührt; die fürchterlichsten Dinge nimmt sie mit einer Seelenruhe hin, die mich zum Staunen bringen. Als die Autopsie bei der Leiche der Schwester vorgenommen werden sollte, leuchtete das Weib mit einer Lampe den Doktoren beim Oeffnen der Leiche. Auf alle Fragen antwortet sie, „sie sei ein Opfer von Umständen geworden, es werde sich alles zu ihrem Vortheile aufklären.“ Einer ihrer Stiefsöhne behauptet, sie sei mit fünf Männern verheirathet gewesen, nicht mit vier, denn als sie ihren zweiten Mann heirathete, habe sie kurz vorher von einem gewissen Williams die Ehescheidung erlangt. Beruht dies auf Wahrheit, dann hat sie diese Ehe aus irgend einem Grunde verheimlicht. Albert Witwer, ein anderer Stiefsohn, erzählt, daß er vor wenigen Monaten bei einem Besuche bei seiner Stiefmutter nach dem Genusse einer von derselben zubereiteten Omelette plötzlich von Krämpfen befallen worden sei, nur das Einschreiten eines Arztes habe ihn gerettet. Frau Witwer ist wohlhabend und hat sich bereits einen renommirten Vertheidiger genommen. Der Vertheidiger dürfte den Versuch machen, die Wahnsinnstheorie (Mord-Manie) geltend zu machen.

Vermischtes.

Das Abenteuer eines Kronprinzen. Der Kronprinz von Griechenland hatte, wie aus Athen berichtet wird, dieser Tage, als er in den Jagdgehegen der königlichen Güter in Dekelia jagte, ein lustiges Abenteuer. Zwei Soldaten, die eine Person in Sportkleidung sahen, wiesen darauf hin, daß Schießen auf königlichem Gebiet gesetzwidrig wäre. Da der Prinz diese Warnung nicht beachtete, ergriffen sie ihm beim Kragen und befahlen ihm, sie zur nächsten Polizei zu begleiten. Unterwegs versuche der Prinz es mit einer Bestechung, was aber zur Folge hatte, daß seine Wächter ihn für den übrigen Theil des Weges buchstäblich „verhafteten“ und dann auch vor dem Polizeibeamten ihn auch noch der versuchten Bestechung anklagten. Als der Prinz nach seinem Namen gefragt wurde, offenbarte er seine Indentität. Die Unruhe, in die die beiden Soldaten durch seinen Namen versetzt wurden, verwandelte sich in eitel Freude, als er ihnen zweimal so viel Geld reichte, wie er ihnen als Bestechung geboten hatte.

Aufsehen erregt in Berlin die Verhaftung des Hauptmanns K. und des Agenten E. wegen Verdachts der Urkundenfälschung und des Betruges. Die Verhafteten hatten erfahren, daß ein bei Steglitz gelegenes Terrain vom Eisenbahnfiskus in Anspruch genommen werden sollte, um darauf einen Schienenstrang herzustellen, der die Potsdamer Bahn mit der Anhalter Bahn verbinden sollte. Sie wandten sich an den Besitzer, Rittmeister von Kramsta, und erwirkten von ihm einen Schlußschein, wonach der Verkauf des Terrains zu einem bestimmten Preis und bis zu einem bestimmten Zeitpunkt in ihren Händen bleiben sollte. Sodann wandten sie sich an einen bekannten Geldmann in Charlottenburg, den sie besonders dadurch für das Unternehmen zu erwärmen verstanden, daß sie ihm Zeichnungen von dem neu einzurichtenden Schienenstrang, sowie das Schreiben eines hohen Eisenbahnbeamten vorlegten, wonach das Projekt mit ziemlicher Sicherheit zur Ausführung gelangen sollte. Hierdurch ließ der Geldmann sich bewegen, sofort 1000 Mark Provision zu zahlen und auch noch kleinere Vorschüsse zu geben, während die Ankaufsverhandlungen wegen des Terrains in der Schwebe waren. Die Unterhandlungen zerschlugen sich. Der Geldmann erfuhr, daß die ihm vorgelegten Zeichnungen sowie der Brief gefälscht seien und erstattete Anzeige.

Ein Original. Ueber die Person des Geschenkgebers, der dem Kaiser, wie jüngst berichtet, seine Villa in Arco zur freien Verfügung stellte, erfährt der „Berl. B.-C.“ recht eigenartige Einzelzüge. Rentier Wilhelm Hildebrandt gehört nicht nur zu den reichsten Leuten der sächsischen Hauptstadt, er ist auch als geradezu schwärmerischer Verehrer Kaiser Wilhelms bekannt. Sein Reichthum würde es ihm gestatten, noch freigebiger zu sein. Denn es ist schlechterdings nicht einzusehen, wie er auch nur einen erheblichen Theil des Zinsgenusses seines Vermögens allein verbrauchen könnte. Eigene Leibeserben hat er nicht. Nur zwei Nichten und eine Köchin umgeben ihn, mit denen er seit Jahren ein „herumziehendes Leben“ führt. Von Dresden, seinem eigentlichen Wohnsitze, hält er sich fast das ganze Jahr fern. Er verbringt seine Zeit auf Reisen, die ihn häufig in die entlegensten Erdenwinkel führen. Den Winter im Süden, haust dieser freiwillige Nomade im Hochsommer schon seit Jahren auf der Iffiz-Alp dicht bei Bad Lenk im Berner Oberlande an der Walliser Grenze, wo die Jungfraukette ihren Anfang nimmt. Dort oben hat er sich an einen Abgrund eine Villa hinbauen lassen, wo er in freigewählter Einsamkeit mit seinen beiden Nichten die Hochsommertage genießt. Als Feinschmecker hält er auf Küche und Keller, so daß die Verproviantirung nicht nur sehr schwierig, sondern auch sehr kostspielig ist. Kann doch die Heraufschaffung aller Bequemlichkeiten und alles Genießbaren nur auf den Schultern von Trägern geschehen, von denen mehrere ständig unterwegs sind. Besonders schwierig gestaltet sich die Sache, sobald es Gäste da oben giebt. Und solche giebt es. Denn verirrte Touristen werden mit einer Gastfreundschaft da oben aufgenommen, die nicht selten Tage lang währt. Bleibt das Wetter anhaltend schlecht oder überkommt eine Laune den Einsiedler, dann werden die Zelte abgebrochen und fort geht's, oft planlos, in die Welt hinein. Für die Dresdener ist Herr Hildebrandt schon zu einer sagenhaften Persönlichkeit geworden, und es muß schon ein ungewöhnlicher Anlaß vorliegen, wenn er sein dortiges Heim aufsucht.

Unter eigenartigen Umständen spielte sich eine Gerichtsverhandlung ab, die die II. Strafkammer am Landgericht II in Berlin bis in die späte Abendstunde beschäftigte. Wegen Herausforderung zum Zweikampf und wegen Beleidigung hatte sich der Postsekretär Blomann und wegen Körperverletzung und Beleidigung der angeblich russische Professor der Chemie, Eugen Françüis Trachsel zu verantworten. Die Veranlassung zur Herausforderung war eine Liebesaffäre. Zu einem Duell kam es nicht, wohl aber zu gegenseitigen Beleidigungen und Körperverletzungen. Der angebliche Professor Trachsel verweigerte vor Gericht die Aussage, wie er zu seinem Professortitel gekommen sei und antwortete auf eine Frage des Vorsitzenden: „Wie ich meinen Bildungsgang gemacht habe, geht Niemandem etwas an.“ Hierfür wurde er wegen Ungebühr zu fünfzig Mark Geldstrafe verurtheilt. Im weiteren Verlauf der Verhandlungen wurde ihm ein Revolver und ein Dolch abgenommen. Das Urtheil lautete gegen Blomann auf 3 Tage Festung wegen Herausforderung und auf 50 Mark Geldstrafe wegen Beleidigung und Körperverletzung auf 500 Mark Geldstrafe.

Wie in Wien verlautet, wird sich die Schwägerin des Erzherzogs Franz Ferdinand, Gräfin Hennriette Chotek, mit dem Prinzen Stanislaus Radzwill, Leutnant bei den Königshusaren in Hannover, verloben.

Treibjagd auf Löwen und Tiger in Ungarn. Die Komitatsbehörde zu Gran hat eine offizielle Treibjagd auf ein Hochwild ausgeschrieben, das sonst in Ungarn nicht gejagt zu werden pflegt. Es sind dies einige Löwen und Tiger — nicht wie es ursprünglich hieß ein Tiger —, die auf bisher unaufgeklärte Weise aus einer wandernden Menagerie ausgebrochen sind und bereits seit einigen Wochen die Gemarkungen dreier Komitate unsicher machen. Die Behörde war anfangs geneigt, die eingelangten Schreckensnachrichten für Hirngespinste zu halten, sah sich aber jetzt auf die immer häufiger eintreffenden Klagen genöthigt, einen entscheidenden Schritt zu thun. An der Treibjagd werden die besten Schützen der Umgebung sowie auch mehrere Nimrode aus der Hauptstadt sich betheiligen. Die exotischen Bestien haben ihre Lager an verschiedenen Punkten des Komitates aufgeschlagen und dezimieren namentlich die Schafe und Pferde der ganzen Gegend. Fast unbegreiflich ist es, wie diese tropischen Thiere der bereits eingetretenen Kälte standhalten können. Vorgestern wurde nächst der Gemeinde Köhiddayarmat von mehreren Personen ein Löwe gesehen, der in würdevoller Ruhe durch die Herbstlandschaft spazierte. Der Löwe hat den ihm zufällig nahegekommenen Menschen jedoch keine Beachtung geschenkt. Man glaubt vielleicht nicht mit Unrecht, daß die Bestien in der Menagerie an den Anblick von Menschen so gewöhnt wurden, daß sie denselben, wenn sie nicht gereizt werden, kein Leides thun. Der Löwe setzte seinen Weg bis zum Bahnhofe von Nana, zum nicht geringen Schrecken der Bahnbediensteten, fort. Dem Resultate der Treibjagd wird mit Spannung entgegengesehen, da man fürchtet, daß die Bestien gelegentlich derselben ihr bisheriges rücksichtsvolles Betragen ändern könnten.

Ein unangenehmer Schwager. In russischen Hofkreisen berührt ein Vorkommnis, das mit dem Finanzminister von Witte zusammenhängt, überaus peinlich. Vor einigen Monaten wurde in Südfrankreich ein Herr Nurok, der Bruder von Frau Mathilde von Witte wegen dunkler Geschäftsmachereien vor Gericht gezogen. Der Einmischung der russischen Botschaft in Paris gelang es, die Freilassung des Herrn Nurok zu erwirken, worauf derselbe nach Brüssel übersiedelte. Dort sucht Herr Nurok, unter Berufung auf sein Verwandschaftsverhältnis zum russischen Finanzminister in der Geschäftswelt eine Rolle zu spielen und nimmt keinen Anstand, öffentlich mitzutheilen, daß seine Schwester, Frau von Witte, gezwungen sei, ihm jährliche Schweigegelder in der Höhe von 100 000 Franken zu bezahlen. Da weder Herr von Witte noch seine Gemahlin von Hause aus Vermögen besitzen, so erregt diese 100 000 Franken-Geschichte in Petersburg ungeheueres Aufsehen, zumal diese Summe das Gehalt des Finanzministers bedeutend übersteigt. Der russische diplomatische Vertreter in Brüssel hat sich veranlaßt gesehen, über den Fall Nurok dem Minister des Auswärtigen, Grafen Lamsdorff, Sonderbericht abzustatten und um dessen Instruktionen zu bitten, da das Auftreten des Herrn Nurok mit den russischen Staatsinteressen unvereinbar erscheint.

Zu Fuß um die Welt reist im Auftrage der Pariser „Patrie“ der Franzose Eugène Lelouvier, ein kräftiger junger Mann, der sich durch Vorträge unterwegs seinenen Unterhalt verdient. Er ist jetzt in Berlin eingetroffen und wird in nächster Woche seine Tour nach Petersburg fortsetzen, von dort aus geht er nach Sibirien, China und Japan, dann nach Amerika, das der Franzose auf dem Wege über die Behringstraße, wenn möglich auf dem Eise, zu erreichen hofft. Von Amerika wird die Rückkehr nach Europa angetreten. Am nächsten Montag will der Weltreisende im Berliner Architektenhause einen Vortrag über seine Reiseerlebnisse halten.

Eine große Falschmünzer-Werkstatt entdeckte in Nowo Janowko bei Charkow die Polizei im Hause eines reichen Bauern. Drei Fälscher wurden gerade bei der Arbeit überrascht. Man fand mehrere Körbe mit falschen Gold- und Silbermünzen. Diese wurden im Auftrage von Großkaufleuten hergestellt, was in der Stadt großes Aufsehen hervorgerufen hat. Mehrere Verhaftungen sind vorgenommen, weitere stehen bevor. — Auch in Rom wurde vor der Porta Pia eine große Falschmünzer-Werkstätte aufgehoben. Fünf Falschmünzer wurden nach heftiger Gegenwehr verhaftet.

Was Anna Schramm von sich hält, dürfte gewiß Viele interessiren. Auf eine von dem jungen Blatt „Bühne und Brettl“ in Schauspielerkreisen veranstaltete Rundfrage „Was ich von mir halte!“ erwidert die Schramm: „Sie wollen wissen, was ich von mir halte? — Das ist eine heikle Frage, die zu beantworten eigentlich viel verlangt ist! — Loben darf man sich nicht — tadeln will man sich nicht! Bleibt „Jar nischt!“ Das denkt Anna Schramm.“

Eine verrückte Wette. Mit Handschellen und ohne Geld will Marius Bernstarf Schroder, ein junger dänischer Journalist, eine merkwürdige Reise um die Welt machen; er geht jetzt westwärts über den amerikanischen Kontiment. Schroder begann am 28. August seine Reise in Kopenhagen und kam am 24. Oktober in New-York an. Um seine Wette zu gewinnen, muß er innerhalb eines Jahres wieder die Heimath erreicher. Schroder ist Reporter der „Folkets Avis“ in Kopenhagen. Der Herausgeber der Zeitung, Emil Rex wettete mit einem Freund, daß Sroder die Reise um die Welt ohne Geld und mit gebundenen Händen, die jeden Tag nur zwei Stunden gelöst werden sollten, machen würde. Die Handschellen sollten erst bei seiner Ankunft in New-York angelegt werden. Schroder verdiente sich auf einem von Liverpool nach New-York gehenden Dampfer dadurch Geld, daß er als Heizer Kohlen schaufelte. Während seine Hände festgebunden sind, wird er sich nach Arbeit umsehen und während der zwei freien Stunden versuchen, genug zu seinem Lebensunterhalt zu verdienen. — Verrückt!

Den König sin Gebet.

Von Eduard Jürgensen.

De König sidd in sin'n Palast.
Hüt is keen Mensch bi em tau Gast.
Vel körperliche Leidensqual,
Vel swore Sorg druckt em hendal.
Hei denkt, wo slecht em dat doch geiht,
Wo stimm't üm sin Soldaten steiht,
Und wo dat mit sin stolzes Land
Do rein tau trurig is bewandt,
Un gor kein En'n noch aftanseihn — —
Süh an, dor sinkt hei up de Knei'n
Und deiht, wat hei all lang nicht dahn;
Hei fangt ganz lud tau beden an!
Nod lihrt beden.

Doch seggt mi blos, wat is passirt?
Uns' Herrgott, de sünst Allens hürt,
De äwerall, an jede Städ,
Taugänglich is förn' frame Bäd
De Trost sünst bringt in jedes Leid
Den armsten Minschen helpen deiht,
De höllt sin Ohr wull hüt verslaten?
Mog hei sick gornich spreten laten?
Hei kunn't nich! — Tau de sülwe Stunn'
Drüng ut Südafrika dor unn'n
En Jammern nemlich, lud un brusend,
Vull Allgewalt ut hunnertdusend
Unschüllige Kehlen up tau'n Hewen
Un makt' dat Weltall rings erbewen!
Dor bed'ten üm en Stückschen Brod
Lütt Burenkinner in ehr Nod!
Nod lihrt beden.

— — — — — — — — — — — — —

So kammt, dat Edward sin Gebet
Uns' Herrgott äwerhüren ded.

Für die Redaction verantwortlich Karl Frank in Thorn.

Handelsnachrichten.

Amtliche Notirungen der Danziger Börse.

Danzig, den 13. November 1901.

Für Getreide, Hülsenfrüchte und Oelsaaten werden außer dem notirten Preise 2 M. per Tonne sogenannte Factorei-Provision usancemäßig vom Käufer an den Verkäufer vergütet.

Weizen per Tonne von 1000 Kilogr.
inländ. hochbunt und weiß 766—772 Gr. 162—170 Mk.
inländ. bunt 753 Gr. 165 Mk.
inländisch roth 760—783 Gr. 150—158 Mk. bez.

Gerste per Tonne von 1000 Kilog.
inländisch große 650—689 Gr. 119—132 Mk.

Bohnen per Tonne von 1000 Kilogr.
inländ. 137 Mk.

Hafer per Tonne von 1000 Kilogr.
inländischer 138—143 Mk.

Kleesaat per 100 Kilogr.
roth 77—86 Mk.

Kleie per 50 Kilogr. Weizen- 4,15 $4{,}52^1/_2$ Mk.
Roggen- 4,35—4,45 Mk.

Amtl. Bericht der Bromberger Handelskammer.

Bromberg, 13. November 1901.

Alter **Winterweizen** 165—170 Mk.
neuer **Sommerweizen** 156—162 Mk.
abfall. blausp. Qualität unter Notiz, feinste über Notiz.

Roggen, gesunde Qualität 140—147 Mk. feinst. über Notiz

Gerste nach Qualität 116—122 Mk.
gute Brauwaare 125—130 Mk. feinste über Notiz.

Futtererbsen 135—145 Mk.

Kocherbsen nom. 180—85 Mark.

Hafer 125—131 Mk.,

Der Vorstand der Producten-Börse.

Druck und Verlag der Rathsbuchdruckerei Ernst Lambeck, Thorn.